

## LUCRECIA

Seit Tagen bin ich in einer Stadt, in der ich niemanden kenne. Als ich am Flughafen von Lima ankam, fehlte von der Dame, die versprochen hatte, mich abzuholen, jede Spur. Ich sprach kein Wort Spanisch. Da stand ich nun mutterseelenallein und fragte mich, *was, verdammt noch mal, tue ich hier?* Ich hatte zwei Telefonnummern in der Tasche, die mir von Bekannten in Deutschland zugesteckt worden waren. Ich rief die Dame, die mich abholen sollte, an, doch war sie nicht zu Hause. Die zweite Nummer gehörte Martha. Ihre etwas rauchige, tiefe Stimme ertönte freundlich am anderen Ende. «Komm doch zu mir», sagte sie spontan und gab dem Taxifahrer, der neben mir stand, ihre Adresse.

Da bin ich nun, in ihrem Haus. Noch benommen vom Flug, liege ich im Bett und schaue aus dem winzigen Fenster eines kleinen Zimmers hinaus zum Himmel, der in Lima ebenso verhangen ist wie in Berlin. Manchmal huscht eine Person wie ein Schatten vorbei. Vor dem Fenster befindet sich eine Wendeltreppe, die nach oben, aufs Dach führt. Nach dem Aufstehen laufe ich diese Wendeltreppe hinauf, um nachzusehen. Ich bin neugierig. Der Schatten gehört Lucrecia, dem Dienstmädchen. Sie wohnt allein auf dem Dach. Nicht ganz allein. Denn der Hund bewacht von hier oben das Haus und schläft neben ihrem Zimmer, in seiner Hundehütte.

*Warum sieht sie bloß so unglücklich aus?*, frage ich mich, als ich Lucrecia das erste Mal gegenüberstehe. Ihr Gesicht drückt ein großes Verlangen nach Liebe und gleichzeitig ein totales Ungeliebtsein aus. Irgendwie fin-

det das Leben woanders statt, außerhalb dieser Frau, nicht in ihr. Die unzähligen Momente des Glücks, welche Herzen höher schlagen lassen, sind ihr nicht begegnet. Weit und breit ist kein liebendes Herz, das sie erkennen, sich ihr öffnen und an sich drücken würde. So ist auch ihres verschlossen. Die großen Geschichten der Liebe sind für andere geschrieben worden, nicht für sie. Oder sie haben niemals stattgefunden, sind Trugbild. Das ganze Leben ein Spiel? Lucrecia gehört nicht zu den Menschen, die spielen. Sie nimmt das Leben ernst. Auch die Liebe. Doch was ist das für eine Liebe, wenn Gefühle unerhört, ungesehen, unerwidert bleiben? Sie könnte Luft sein, es würde keinen Unterschied machen. Ihr Gesicht ist das Gesicht eines Menschen, der sich vollkommen allein und überflüssig fühlt. Ein Mensch, der gedemütigt und schlecht behandelt wurde, für den es gang und gäbe ist, beleidigt zu werden und der alles in sich hineinfrisst, alles zulässt, alles geschehen lässt, ohne Protest, ohne Aufbäumen.

Heimlich martern die Gedanken das Herz, würgen es, bis kein Platz mehr bleibt für ein kleines Lächeln. Seit langer, langer Zeit.

Wer die Liebe vergessen hat, ist verloren. Lima scheint keine Stadt der Liebe zu sein. Wie Berlin. Auch dort findet das Leben woanders statt.

In Lucrecia sehe ich einen Menschen, der aufgehört hat, ans Glück zu glauben. Ein Mensch, der sich mit dem eigenen Missgeschick abgefunden hat und den Fluss des Lebens mechanisch an sich vorbeigleiten lässt, ohne daran teilzunehmen, ohne neuen Anlauf, da ja alle Versuche nur im Desaster enden. Welche Tragik ist es

doch für einen Menschen, seine eigenen Kraftquellen nicht nutzen zu können, sie fremden Menschen zur Verfügung zu stellen, die um so stärker sich jenen goldenen Quellen des Lichts bewusst sind und sie für ihre Zwecke gebrauchen! Wer seine Wurzeln nicht kennt, kennt seine Kraftquellen nicht und verliert sie an andere.



Wieviele Menschen gibt es auf der Welt, die nur danach Ausschau halten, sich die Kraft, das Wissen und das Können anderer anzueignen?

Entsetzt schaue ich in das ausgetrocknete, graue Gesicht Lucrecias, in dem die ersten Verhärtungen zu sehen sind und denke: Das bin ich. Ich erkenne mich in ihr wieder, in einem Atemzug. Ich weiß genau, was in ihr vorgeht, was sie durchmacht. Wie gerne möchte ich sie in die Arme nehmen und trösten. Allein die Tatsache, dass ich gerade erst angekommen bin, verhindert es. Wie gerne möchte sie doch von jemanden mitgeris-

sen werden! Am Ende bleiben alle stumm. Nichts passiert. Kein Wort. Keine Veränderung. Keine Hoffnung. Alle bewegen sich passiv. Ein wortloses Hinnehmen der Tage, wie sie kommen, im endlosen Gleichlauf, zwischen Leere und Nichts.

Tag für Tag sehe ich sie frühmorgens an meinem Fenster vorbeihuschen, während die Familie Marthas noch schläft. Sie geht in die Küche, wo ich höre, wie sie das Frühstück vorbereitet. Dort bleibt sie den ganzen Tag. Bedient, kocht, wäscht, kauft ein. Von früh bis spät. Täglich drei Mahlzeiten für Martha, ihren Mann, mich und zwei erwachsene Kinder.

Einmal gibt Martha eine Party für mich, lädt andere Künstler ein. Auch da kocht Lucrecia und serviert die Speisen.

Eines Morgens frage ich Martha: «Hat Lucrecia überhaupt ein Privatleben? Bekommt sie nie einen freien Tag? Sonnabend oder Sonntag?»

«Wozu denn?», fragt Martha zurück. «Sie hat doch uns.» An ihrem Gesicht kann ich eine vollkommene Unbekümmertheit feststellen. Sie kommt gar nicht auf die Idee, dass in ihrer Nähe eine Frau existiert, die total unglücklich ist. Sie scheint sie nicht im geringsten wahrzunehmen, obwohl Martha dem Anschein nach eine sensible, hilfsbereite Frau ist – spontan, lebenslustig, sinnlich. In allem das ganze Gegenteil von Lucrecia. Was muss das für Lucrecia – bei ihrem Lebenshunger – für ein Gefühl sein, in einer Familie zu arbeiten, deren Mitglieder sich ihre Wünsche nach Lust und Laune frei erfüllen? Das ist etwa so, wie einem Hund einen Kno-

chen unter die Nase zu halten. Er weiß, er darf nicht zuschnappen, während ihm das Wasser im Munde zusammenläuft. Er darf nicht einmal seinen Hunger zeigen.

Martha gehört zur weißen Oberschicht. Sie besitzt ein Haus in Lima und ist – was ihr Privileg noch erhöht – seit langem mit einem Deutschen verheiratet, der ein offenes Ohr für ihre Kunst hat. Sie ist vielleicht Mitte vierzig, sieht aber jünger aus. Ihr Gesicht strahlt vor Vitalität. Sie muss, im Gegensatz zu Lucrecia, viel Liebe bekommen haben. Obwohl sie raucht und trinkt, ist ihre weiße Haut schön geblieben. Ich bin entsetzt über ihre Unbekümmertheit. Sie passt nicht zu ihr. Das macht mich neugierig. Ich will mehr wissen. Dringe in sie ein.

«Hat Lucrecia Familie?»

«Nein», sagt sie und fügt hinzu: «Sie geht auch nie weg. Sie ist immer bei uns.»

«Wie soll sie denn weggehen können?», frage ich mich insgeheim. Solange es ein ungeschriebenes Gesetz zu geben scheint, welches dem Hausherrn alle Macht über das Dienstpersonal gibt. Sollte es einer Magd einfallen, sich die Freiheit zu nehmen, die sich die Hausherrn nehmen, riskiert sie, ihre Arbeit zu verlieren.

Es gibt in Lima viele Menschen, die kein Geld haben und die jede Arbeit zu jeder Bedingung annehmen würden. Mir fällt der Señor ein, in dessen Restaurant ich gegessen habe. Mich begleitete in jenem Moment Hilda, eine Freundin von Martha. Ohne sich vorzustellen, begann jener Herr ein Gespräch, beklagte sich als erstes über die fehlenden Gäste. Niemand habe Geld, sagte er. Sein Gesicht drückte Gleichgültigkeit aus, weshalb ich

seine Worte nicht besonders ernst nehmen konnte. Auch seine Stimme klang ausdruckslos. Seine Art zu sprechen, war monoton. Ich merkte, jeder klagt hier über's Geld. Rund um die Welt klagt man übers fehlende Geld.

«Welche Welt des Geldes ist gemeint, wenn keiner Geld hat?», fragte ich. Er mimte den Verzweifelten, redete in Gemeinplätzen von der schlechten ökonomischen Lage, obwohl ich seinem Gesicht ansehen konnte, dass ihm alles scheißegal war.

«Haben Sie keine andere Ideen?», fragte ich.

«Welche Ideen meinen Sie?», fragte er mich mit leerem Gesichtsausdruck.

Ich sagte: «Das Leben besteht doch nicht nur aus Geld! Glauben Sie denn an irgend etwas? Haben Sie den Glauben ans Leben verloren?»

«Nein», antwortete er, «nicht den Glauben habe ich verloren, sondern die Hoffnung!»

Es entstand eine lange Pause, Währenddessen entdeckte ich hinter ihm einen Wandteppich, auf dem die KAABA in MEKKA abgebildet war. Ich wunderte mich, wie er hier an diesen Ort gelangt war.

«Wo ist das?», fragte ich ihn nicht ohne Hinterlist und zeigte auf den Teppich. Er drehte sich um und begann wie ein Reiseleiter zu referieren, zeigte auf die Kaaba und meinte: «Das ist ein Zirkus! Und der Turm daneben sind die Arkaden von Arequipa!» Mit dem Turm waren die Minarette der Moschee gemeint! Hilda und ich lagen am Boden vor Lachen. Der gute Herr verstand überhaupt nichts.

«Wenn ein Moslem das gehört hätte, wäre der Heilige Krieg ausgebrochen», scherzte ich und erklärte ihm

das Bild. Es war ihm peinlich, und so ging er von dannen.

«Der Mann scheint ja in einer Art Agonie zu sein», sagte ich zu Hilda. «Was hat bloß Fujimori mit euch angerichtet?»

«Die Peruaner haben ihn doch zum Präsidenten gewählt. Jetzt soll an allem Fujimori schuld sein», beklagte sie sich, und ergänzte: «Als 1990 der Schriftsteller Mario Vargas Llosa, ebenfalls Präsidentschaftskandidat, erklärte, die Peruaner wären Esel, da nahmen sie ihm das sehr übel und wählten stattdessen Fujimori, der sie tatsächlich wie Esel behandelte. Die Peruaner wollen nie die Wahrheit hören. Träumen nur. In Perú ist der Traum die Wirklichkeit!»

«Ist Toledo auch ein Träumer?», wollte ich wissen. «Er gewinnt eine Wahl nach der anderen und ist immer noch nicht Präsident!»

«Alle Wahlen werden gefälscht. Er wird nie Präsident werden, weil er ein Cholo ist! Man will hier keinen Cholo zum Präsidenten!»

«Was ist ein Cholo?», fragte ich Hilda.

«Das ist jemand, dessen Leben gerade mal dazu taugt, für andere zu arbeiten.»

Mit *andere* waren die Weißen gemeint. Cholos sind die Mischlinge zwischen Weißen und Indianern, also die Weder-noch-Menschen. Es war noch bis vor kurzem ein rein abwertender Begriff. Ich denke an Lucrecia, die auch eine Chola ist, sehe ihr Gesicht, in dem ich mein Gesicht erkenne.

Von Anfang an habe ich in Perú das Gefühl, die Menschen, die mir unterwegs begegnen, zu kennen. Auf

geheimnisvolle Art und Weise sind sie mir vertraut. Sie entsprechen einem inneren Gesicht. Sie sind alle in mir drin, als hätte ich sie gelebt. Es gibt eine innere Verbindung. Haarscharf. Eine Begegnung mit mir selbst. In jedem, den ich treffe, treffe ich mich. Es gibt keine Zufälligkeiten. In mir fließt ein Meer von Erinnerung. Jeder Tropfen ist ein Augenblick gelebtes Leben in einer Geschichte ohne Ende, ohne Zeit.

Ich erwache aus meiner Versunkenheit. Es schallen Geräusche aus der Küche. Lucrecia wäscht das Geschirr ab, das wir in der Nacht schmutzig zurückgelassen haben. Nach dem Aufstehen serviert sie mir und Martha das Frühstück mit frischen Brötchen. Damit es uns gut gehe. Sie spricht einsilbig, kurz angebunden. Mein Spanisch ist schlecht, taugt nicht dazu, ein Gespräch zu führen.

Als sie wieder in der Küche verschwindet, sagt Martha: «Das Dienstmädchen gefällt mir nicht. Schau dir bloß ihr Gesicht an! Sie strahlt eine schlechte Energie aus. Ist da nicht eine Menge Hass drin?»

«Wie lange kennst du sie schon?», will ich wissen.

«Noch nicht lange. Lucrecia ist erst seit einigen Wochen bei uns», antwortet Martha. Dann erzählt sie die Geschichte ihres eigentlichen Hausmädchens, einer Indianerin aus der Nähe von Cuzco, die zur Beerdigung ihres Vaters gefahren war und nicht mehr zurückkam. Bisher hatte sie weder geschrieben noch angerufen.

«Sie fühlte sich eigentlich sehr wohl bei uns, arbeitete lange hier. So viel ich weiß, hatte sie immer Angst vor ihrem Bruder, deshalb ist sie nie zu ihrer Familie gefahren. Bis dann ihr Vater starb. Sie wollte immer



unabhängig von ihrer Familie sein. Und das war sie auch.»

«Aber warum ist sie dann nicht zurückgekommen, wenn sie sich bei euch so wohlfühlte?»

«Es ist bestimmt wegen ihres Bruders», ereifert sich Martha. Nebenbei erzählt sie, dass auch die Katze abgehauen sei, und dass Marthas Sohn sie dafür beschuldigte das Tier ausgesetzt zu haben, weil sie es nie ausstehen konnte. Lucrecia betritt das Zimmer und wir verstummen. Um die Aufmerksamkeit auf etwas anderes zu lenken, wende ich mich an Lucrecia, um sie zu bitten, meine Kleider zu waschen. Ich gebe sie ihr. Als ich abends zurückkehre, liegen meine Klamotten sauber gewaschen und gebügelt auf meinem Bett. Ich gehe zu Lucrecia in die Küche und gebe ihr 20 Soles. In dem Moment frage ich mich, wieviel Geld sie wohl monatlich verdienen mag, getraue mich aber nicht, zu fragen.

Marthas Mann arbeitet in der Entwicklungshilfe. Ich frage ihn, wieviel ich einem Studenten pro Tag bezahlen müsse, der mir beim Übersetzen helfe.

«Mindestens 100 Soles», antwortet er.

Tags darauf erfahre ich von einem Taxifahrer, dass ein Dienstmädchen oft nicht mehr als 400 oder 500 Soles pro Monat verdient. Das sind rund 150 Euro.

Als dann Martha das Zimmer, welches sie mir großzügig überlassen hat, für ihre Arbeit braucht, ziehe ich ins Haus jener Dame, die mich nicht vom Flughafen abgeholt hatte, sich aber in der Zwischenzeit bei mir gemeldet und sich entschuldigt hat. Lucrecia steht in der Küche, als ich mich von ihr verabschiede. Wie alt mag

sie sein? 34? 35? Ihre Augen sind glanzlos. Sie ist klein und zierlich, mit kurzem, schwarzem, Haar. Um ihren Mund ist ein Zug, den ich von mir kenne, wenn ich auf dem Zahnfleisch gehe. Wenn ich nach Liebe hungere und das Gegenteil bekomme. Ich kenne diesen ungeküssten Mund, dessen schmale Lippen selten ein Wort des Jauchzens und der Freude ausstoßen. Ich nehme ihr Gesicht in meiner Erinnerung mit, packe es ein mit meinem Gepäck und verlasse das Haus.

Es vergehen einige Wochen, bis ich wieder an der Haustür Marthas klinge. Ich erwarte das Gesicht Lucrecias. Die Tür geht auf und eine unbekannte Frau in weißer Schürze steht vor mir. Martha und ihr Mann haben mich zum Essen eingeladen. Sie sitzen schon am gedeckten Tisch. Es gibt mein Lieblingsgericht: Muscheln mit frischen Zwiebeln und Tomaten. Martha hat es nicht vergessen. Das ist aber erst die Vorspeise. Beim Hauptgericht öffnet sich die Tür zur Küche und die Frau mit der weißen Schürze serviert den Fisch. Lucrecia hat nie eine weiße Schürze getragen.

«Wo ist Lucrecia?», frage ich erstaunt den Hausherrn, als Martha ins andere Zimmer geht.

«Oh, die haben wir rausgeschmissen!», erwidert er kalt. «Wir haben jetzt eine Neue.»

«Weshalb?», frage ich ihn beharrlich.

«Die hat sich einen Tag frei genommen und ist erst nach drei Tagen zurückgekehrt. Außerdem hat sie uns einen CD-Player gestohlen.»

Die Küchentür wird wieder geöffnet und die Nachspeise wird serviert. Erst jetzt fällt mir auf, dass die Neue älter ist und eine weiße Haut hat.